



Henri Julius · Andrea Beetz · Kurt Kotrschal
Dennis C. Turner · Kerstin Uvnäs-Moberg

Bindung zu Tieren

Psychologische und neurobiologische
Grundlagen tiergestützter Interventionen

Bindung zu Tieren

Bindung zu Tieren

**Psychologische und neurobiologische
Grundlagen tiergestützter Interventionen**

von

Henri Julius, Andrea Beetz, Kurt Kotrschal,
Dennis C. Turner und Kerstin Uvnäs-Moberg

HOGREFE



GÖTTINGEN · BERN · WIEN · PARIS · OXFORD · PRAG
TORONTO · BOSTON · AMSTERDAM · KOPENHAGEN
STOCKHOLM · FLORENZ · HELSINKI

Prof. Dr. Henri Julius, geb. 1958. Seit Dezember 2004 Professor für Allgemeine Sonderpädagogik und Verhaltensgestörtenpädagogik an der Universität Rostock.

Dr. Andrea Beetz, geb. 1975. Seit 2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sonderpädagogische Entwicklungsförderung und Rehabilitation der Universität Rostock und seit 2011 zudem am Department für Verhaltensbiologie, Fakultät für Lebenswissenschaften der Universität Wien.

Prof. Dr. Kurt Kotrschal, geb. 1953. Seit 1990 Leiter der Konrad Lorenz Forschungsstelle für Ethologie in Grünau/Oberösterreich und Professor am Department für Verhaltensbiologie, Fakultät für Lebenswissenschaften der Universität Wien.

PD Dr. Dennis C. Turner, geb. 1948. 1975–2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich Verhaltensbiologie an der Universität Zürich sowie seit 1991 Direktor des Instituts für angewandte Ethologie und Tierpsychologie in Hirzel (Schweiz).

Kerstin Uvnäs-Moberg, M.D. Ph.D., geb. 1944. Seit 1996 Professorin für Physiologie an der Swedish University of Agricultural Sciences in Skara und seit 2009 Professorin für Physiologie an der University in Skövde (Schweden).

© 2014 Hogrefe Verlag GmbH & Co. KG
Göttingen • Bern • Wien • Paris • Oxford • Prag • Toronto • Boston
Amsterdam • Kopenhagen • Stockholm • Florenz • Helsinki
Merkelstraße 3, 37085 Göttingen

<http://www.hogrefe.de>

Aktuelle Informationen • Weitere Titel zum Thema • Ergänzende Materialien

Copyright-Hinweis:

Das E-Book einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.

Der Nutzer verpflichtet sich, die Urheberrechte anzuerkennen und einzuhalten.

Umschlagabbildung: © Henri Julius
Satz: Mediengestaltung Meike Cichos, Göttingen
Format: PDF

ISBN 978-3-8409-2494-1

Nutzungsbedingungen:

Der Erwerber erhält ein einfaches und nicht übertragbares Nutzungsrecht, das ihn zum privaten Gebrauch des E-Books und all der dazugehörigen Dateien berechtigt.

Der Inhalt dieses E-Books darf von dem Kunden vorbehaltlich abweichender zwingender gesetzlicher Regeln weder inhaltlich noch redaktionell verändert werden. Insbesondere darf er Urheberrechtsvermerke, Markenzeichen, digitale Wasserzeichen und andere Rechtsvorbehalte im abgerufenen Inhalt nicht entfernen.

Der Nutzer ist nicht berechtigt, das E-Book – auch nicht auszugsweise – anderen Personen zugänglich zu machen, insbesondere es weiterzuleiten, zu verleihen oder zu vermieten.

Das entgeltliche oder unentgeltliche Einstellen des E-Books ins Internet oder in andere Netzwerke, der Weiterverkauf und/oder jede Art der Nutzung zu kommerziellen Zwecken sind nicht zulässig.

Das Anfertigen von Vervielfältigungen, das Ausdrucken oder Speichern auf anderen Wiedergabegeräten ist nur für den persönlichen Gebrauch gestattet. Dritten darf dadurch kein Zugang ermöglicht werden.

Die Übernahme des gesamten E-Books in eine eigene Print- und/oder Online-Publikation ist nicht gestattet. Die Inhalte des E-Books dürfen nur zu privaten Zwecken und nur auszugsweise kopiert werden.

Diese Bestimmungen gelten gegebenenfalls auch für zum E-Book gehörende Audiodateien.

Anmerkung:

Sofern der Printausgabe eine CD-ROM beigelegt ist, sind die Materialien/Arbeitsblätter, die sich darauf befinden, bereits Bestandteil dieses E-Books.

Vorwort

Durch den Ansatz tiergestützter Therapien hat die uralte Symbiose zwischen Menschen und Tieren in den letzten Jahren eine neue Phase erreicht. Dieser therapeutische Ansatz nutzt das intuitive Verständnis zwischen Menschen und Heimtieren, meist Säugetieren, um z. B. soziale Kompetenzen und psychische Gesundheit bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen zu fördern. Es braucht kein Fachwissen, um das Potenzial dieses Ansatzes ermessen zu können. Man muss nur irgendein Kind fragen, das inständig hoffte, dass Lassie wieder nach Hause findet, um nur eine der vielen Geschichten zu nennen, in welchen die besondere Beziehung von Kindern und Tieren thematisiert wird. Es ist schon fast ein Allgemeinplatz, dass unsere Kumpanbeziehungen mit Tieren nicht nur Freude bringen können, sondern auch emotionale Gesundheit und Wohlbefinden fördern.

Die Autoren dieses wichtigen, neuen Buches gehen aber weit über diese einfache Wertschätzung der Mensch-Tier-Beziehung hinaus, indem sie nach dem „Warum“ fragen. Was ermöglicht es Mitgliedern verschiedener Spezies, enge Sozialbeziehungen einzugehen? Und warum können diese Beziehungen sogar therapeutische Effekte für den Menschen haben? In einer der eher seltenen Kooperationen von Biologen und Psychologen präsentieren die Autoren eine ebenso selten vorzufindende Integration biologischer und psychologischer Erkenntnisse. Zusammen schufen die Autorinnen und Autoren der vorliegenden Veröffentlichung eine umfassende wissenschaftliche Basis für den Ansatz der tiergestützten Therapie, welche die weitere Entwicklung, Umsetzung und Evaluation effektiver neuer Interventionen maßgeblich beeinflussen dürfte.

Passenderweise ist das Buch nach Prinzipien des klassischen Rahmenkonzepts der Ethologie organisiert. Die Ethologie wurde von den Nobelpreisträgern Niko Tinbergen, Konrad Lorenz, aber auch Robert Hinde und anderen als Forschungsfeld etabliert, in dem die biologischen Wurzeln von Verhalten thematisiert werden. Es war Tinbergen, der erstmals aufzeigte, dass vier Ebenen von Kausalität untersucht werden müssen, wenn wir ein Verhaltensphänomen vollständig verstehen wollen. So müsse nach der adaptiven Funktion des Verhaltens im Hinblick auf die reproduktive Fitness und natürliche Auslese gefragt werden, weiterhin nach der evolutionären Genese dieses artspezifischen Verhaltens, der Entwicklung des Individualverhaltens, sowie nach den physiologischen und psychologischen Mechanismen, die für die Ausführung und Kontrolle des fraglichen Verhaltens benötigt werden. Idealerweise erlaubt der ethologische Ansatz die Komplexität menschlichen Verhaltens mit unserem biologischen Erbe zu verknüpfen. Dies gilt auch für Verhalten im Kontext von Mensch-Tier-Beziehungen.

In der vorliegenden Veröffentlichung präsentieren und erklären die Autoren Schlüsselkonstrukte, Theorien und aktuelle wissenschaftliche Befunde aus einem außerordentlich breit angelegten Spektrum von Themen, die für die Mensch-Tier-Beziehung relevant sind. Aus der Soziobiologie stammen Hypothesen über die adaptive Funktion exklusiver Sozialbeziehungen. Ursprünglich förderten langfristige Beziehungen die reproduktive Fitness, indem sie es einem Individuum erlaubten, die Aufmerksamkeit und Ressourcen eines anderen auf sich zu ziehen und Konkurrenten auszustechen. Altruismus und psychologische Gegenseitigkeit haben somit ihren Ursprung sowohl in der Kooperation als

auch im Wettbewerb. Aus soziobiologischer Sicht sind Mensch-Tier-Beziehungen alles andere als unmöglich. Sie wurden klar zum gegenseitigen Nutzen beider Sozialpartner selektiert. Die natürliche Auslese wurde dabei von der intentionalen Auslese durch den Menschen unterstützt, zum Vorteil beider Spezies. So weisen die Autoren beispielsweise darauf hin, dass sich Hunderassen gemäß ihrer variierenden Bereitschaft entwickelten, exklusive Beziehungen mit dem Menschen einzugehen. Denn während Arbeits- und Jagdhunde jeden Herrn akzeptieren sollten, sollten Wachhunde höchst wählerisch in diesem Punkt sein, da sie Eindringlinge abwehren müssen.

Die Möglichkeit, eine Beziehung zwischen Mensch und Tier herzustellen, beruht – wie zwischenmenschliche Beziehungen auch – auf Hirnstrukturen und -funktionen, die auf unserer entfernten, gemeinsamen Verwandtschaft mit Tieren beruhen. Wir teilen das phylogenetisch uralte Netzwerk von Kerngebieten im Vor- und Mittelhirn, die Hormone produzieren und Sozialverhalten sowie Stressreaktionen regulieren. Neue Forschungsergebnisse belegen sehr deutlich, dass die Hauptquelle für Stress bei sozial organisierten Tieren in deren Sozialbeziehungen verortet ist. Gleichzeitig wird aber auch der Stress über eben diese Sozialbeziehungen reguliert. Interessanterweise teilen wir mit unseren Heimtieren (wie auch mit anderen Säugetieren) das Neuropeptid Oxytocin, ein essenzielles „Schmiermittel“ für Sozialbeziehungen aller Art – zwischen Eltern und Kind, Partnern, Freunden, aber auch zwischen Menschen und ihren Heimtieren. Oxytocinrezeptoren finden sich im gesamten zentralen Nervensystem, sodass dieses Neuropeptid eine Schlüsselfunktion für die Regulation sozialer Beziehungen einnimmt (zusätzlich zu seiner Rolle bei der Geburt und beim Stillen). Dazu gehören die Förderung von Nähe und sozialen Interaktion mit verschiedenen Sozialpartnern, die Reduktion von Angst, die Förderung von Ruhe und Entspannung und die Erhöhung der Schmerzschwelle. Freigesetzt wird Oxytocin bei Mensch und Tier insbesondere durch Hautkontakt (z. B. durch Streicheln) und möglicherweise sogar schon durch Blickkontakt zu vertrauten Personen. Aber Oxytocin wird nicht nur im Kontext von vertrauensvollen, menschlichen Beziehungen freigesetzt, sondern auch in vertrauten Mensch-Tier-Beziehungen, und zwar sowohl beim Mensch als auch beim Tier.

Auch die wissenschaftliche Erforschung des menschlichen Bindungs- und Pflegeverhaltens hat ihren Ursprung in der Ethologie. Die Bindungstheorie wurde erstmals in den 1960ern und 1970ern vom Psychoanalytiker John Bowlby vorgestellt und von Mary Ainsworth operationalisiert, die damit eine gute wissenschaftliche Basis für das Verständnis der „Natur der kindlichen Bindung“ legte. Nach mehr als 50 Jahren Forschung, die auf dieser Theorie beruht, besteht nun ein generelles Verständnis darüber, dass Bindung sowohl in der Kindheit als auch über die Lebensspanne hinweg in neurobiologisch basierten Verhaltenssystemen gründet. Verhaltenssysteme sind in der Ethologie seit langem gut etabliert und wurden von Bowlby dieser Disziplin entlehnt. Wie das Bindungsverhaltenssystem, so basiert auch das Fürsorgeverhaltenssystem, das komplementär zum Bindungsverhaltenssystem ist und von Bowlby eingeführt und von George und Solomon elaboriert wurde, auf dem ethologischen Konzept der Verhaltenssysteme. Verhaltenssysteme erlauben es Individuen, ihr Verhalten flexibel auf ein Ziel hin auszurichten, das eine wichtige adaptive Funktion hat. Das Ziel des Bindungsverhaltenssystems ist es, ein subjektives Gefühl der Sicherheit zu erlangen, welches üblicherweise durch das Aufsuchen bzw. Aufrechterhalten von Nähe zu einer bestimmten Bindungsfigur er-

reicht wird. Ziel des Pflegeverhaltenssystems ist es, ein Gefühl der Sicherheit beim Kind herzustellen, üblicherweise durch die Herstellung von Nähe zum Kind oder wenn nötig, durch das Zurückholen des Kindes. Wie man heute weiß, bilden die oben beschriebenen Gehirnstrukturen dabei Schlüsselemente dieser Verhaltenssysteme.

Nach der anspruchsvollen Diskussion der ethologischen und neurobiologischen Grundlagen von zwischenmenschlicher Bindung und Fürsorge übertragen die Autoren die vorgestellten Erkenntnisse auf die Mensch-Tier-Beziehung. In diesem Zusammenhang beantworten sie auch die Frage, warum Mensch-Tier-Beziehungen ein therapeutisches Potenzial haben, das sich in zwischenmenschlichen Beziehungen nicht aktivieren lässt. Unser heutiges, bindungstheoretisches Wissen ist sehr weit gediehen. Wir wissen inzwischen, wie sich Bindungs- und Fürsorgebeziehungen in dyadischen Interaktionen widerspiegeln. Und wir wissen auch, wie sich Bindungs- und Fürsorgeerfahrungen in sogenannten internalen Arbeitsmodellen abbilden. Diese mentalen Repräsentationen von Bindung und Fürsorge ermöglichen Effizienz im Verhalten und die Stabilität von Beziehungen. Im Falle unsicherer Repräsentationen können sie aber auch zu Starrheit im Verhalten und Fehlanpassung führen. Das ist der Fall, wenn die kindliche Repräsentation einer unsicheren Eltern-Kind-Bindung auf neue Beziehungen übertragen wird. So erwartet beispielsweise ein misshandeltes oder vernachlässigtes Kind auch in neuen Beziehungen – z. B. zu Lehrern oder Therapeuten – wieder misshandelt oder vernachlässigt zu werden. Die Autoren nehmen an, dass diese Erwartungen in der Beziehung zu Heimtieren, welche nicht die kognitive Komplexität und Bedürfnisse menschlicher Sozialpartner aufweisen, durchbrochen werden. Damit können sie als Basis grundlegender psychologischer Veränderung dienen.

Die in diesem Buch vollzogene Integration von Wissensbeständen aus Biologie und Psychologie birgt das große Potenzial, die Kommunikation zwischen ansonsten getrennten Spezialgebieten zu fördern und damit neue Forschung und Praxis zu inspirieren. Wie können wir beispielsweise beim Tier die mentalen Repräsentationen von Beziehung erfassen? Welche weiteren kognitiven Fähigkeiten, die auch aus der Humanpsychologie bekannt sind, beeinflussen das Verhalten von Tieren? Können wir noch besser die Bedürfnisse eines Individuums mit den Fähigkeiten eines Tieres in Einklang bringen, um therapeutische Effekte der Beziehung zu maximieren? Was können wir von der Beobachtung der Interaktionen von psychisch auffälligen Kindern und Erwachsenen mit Tieren über menschliche Verhaltensstörungen lernen? Die Synthese, die in diesem Buch erreicht wird, ist auch für all jene überaus wertvoll, die sich vorrangig auf zwischenmenschliche Beziehungen konzentrieren. Es gibt aktuell keine bessere oder vollständigere Zusammenfassung der biologischen Basis menschlicher Beziehungen. Wir wissen aus Erfahrung, wie wichtig die Zusammenarbeit zwischen Biologen und Psychologen sein kann. Und es gibt allen Grund zur Annahme, dass das vorliegende Werk in den kommenden Jahren profunde Auswirkungen auf beide Disziplinen haben wird.

Oakland, Kalifornien, März 2012

Judith Solomon

Inhaltsverzeichnis

1 Die rätselhafte Beziehung zwischen Menschen und Tieren	13
2 Warum Menschen willens und fähig sind, Beziehungen zu Tieren aufzunehmen: Die evolutionäre Werkzeugkiste	20
2.1 Der Ansatz der vergleichenden Biologie	20
2.2 Die Biophilie des Menschen und das Interesse an Tieren	24
2.2.1 Spiritualität	25
2.2.2 Der soziobiologische Zusammenhang	25
2.3 Die mechanistische Basis der Mensch-Tier-Beziehung	26
2.3.1 Warum uns Kumpantiere anziehen – Auslöser für Fürsorgeverhalten	29
2.3.2 Sozio-kognitive Ähnlichkeiten innerhalb der Wirbeltiere	31
2.3.3 Sozialisierung mit den Emotionen anderer – innerartlich und zwischenartlich	42
2.3.4 Stressbewältigung	43
2.3.5 Temperament, Persönlichkeit, Individualität	46
2.4 Sozio-kognitive Passung durch Domestikation	48
2.5 Welches Kumpantier und warum?	50
3 Psychische und physiologische Effekte von Mensch-Tier-Interaktionen	53
3.1 Einführung	53
3.2 Positive Gesundheitseffekte	62
3.2.1 Generelle Gesundheitseffekte	63
3.2.2 Kardiovaskulärer Gesundheitsstatus	65
3.3 Stimulation positiver sozialer Interaktion und Aufmerksamkeit	65
3.4 Verbesserungen im Lernen	68
3.5 Empathie	69
3.6 Reduktion von Furcht und Angst und Förderung von Ruhe	70
3.7 Erhöhtes Vertrauen und erhöhte Vertrauenswürdigkeit	72
3.8 Positive Stimmung und Reduktion von depressiven Zuständen	73
3.9 Verbesserte Schmerzbewältigung	75
3.10 Reduktion von Aggression	75
3.11 Physiologische Effekte	75
3.11.1 Effekte auf die sympho-adrenerge Stressachse (Herzfrequenz, Blutdruck, Hauttemperatur, Hautwiderstand)	76
3.11.2 Hormonelle Effekte: Kortisol, Epinephrin, Norepinephrin	80
3.11.3 Effekte auf das Immunsystem	81
3.11.4 Effekte auf das Oxytocin-System	81
3.12 Schlussfolgerungen	81

4 Physiologie der Beziehung:	
Die integrative Funktion von Oxytocin.	83
4.1 Die „Flight-or-Flight“-Reaktion und die „Relaxation-and-Growth“- oder die „Calm-and-Connection“-Reaktion	83
4.2 Bau und Neurochemie des Oxytocin-Systems	85
4.3 Oxytocin-Rezeptoren.	86
4.4 Die Funktionen des Oxytocin-Systems.	87
4.4.1 Effekte der Gabe von Oxytocin bei Tieren	87
4.4.2 Effekte der Verabreichung von Oxytocin beim Menschen	90
4.5 Klinische Störungen	90
4.6 Die Freisetzung von Oxytocin bei Tieren	91
4.6.1 Die Aktivierung von Hautnerven durch sanfte Berührung	92
4.6.1.1 Die Effekte sanfter Hautstimulation.	92
4.6.1.2 Die Beziehung zwischen Oxytocin und den Effekten, die durch nicht schädliche, sensorische Stimulation hervorgerufen werden.	93
4.6.1.3 Periphere und zentrale Effekte	94
4.7 Die Freisetzung von Oxytocin beim Menschen	95
4.7.1 Die Bedeutung von Oxytocin während der Geburt	95
4.7.2 Die Bedeutung von Oxytocin während des Stillens	95
4.7.3 Die Bedeutung von Oxytocin bei Kindern, die gestillt werden ...	97
4.7.4 Die Rolle von Oxytocin während des Hautkontakts und bei Nähe. ...	97
4.7.5 Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Oxytocin-Effekten, die durch das Saugen des Babys und durch Haut-zu-Haut-Kontakt verursacht werden	99
4.8 Beispiele funktionaler Konsequenzen	101
4.9 Generalisierte Oxytocin-Effekte jenseits der Mutter-Kind-Dyade	102
4.10 Oxytocin und Mensch-Tier-Interaktionen	104
5 Zwischenmenschliche Beziehungen: Bindung und Fürsorge.	106
5.1 Einführung	106
5.2 Bindung und Fürsorge: Beschreibungen	107
5.3 Verhaltenssysteme: Bindung und Fürsorge	109
5.3.1 Kriterium 1: Ziel und Funktion von Bindung und Fürsorge	110
5.3.2 Kriterium 2: Evolution von Verhaltenssystemen.	111
5.3.3 Kriterium 3: Aktivierung und Deaktivierung des Bindungs- und Fürsorgeverhaltenssystems.	112
5.3.4 Kriterium 4: Interaktion von Verhaltenssystemen	114
5.3.5 Kriterium 5: Mentale Repräsentationen von Bindung und Fürsorge.	116
5.3.6 Kriterium 6: Verhaltenssysteme sind zielkorrigiert.	116
5.3.7 Kriterium 7: Die Entwicklung (Ontogenese) des Bindungs- und Fürsorgeverhaltenssystems.	125
5.4 Die Verteilung der Bindungs- und Fürsorgemuster.	127
5.5 Die Folgen unsicherer und desorganisierter Bindung	127

5.6	Bindung, Fürsorge und soziale Unterstützung	129
5.7	Die Transmission von Bindungs- und Fürsorgemustern auf neue Bindungs- und Fürsorgebeziehungen	131
5.8	Voll entwickelte Bindungs- und Fürsorgebeziehungen vs. „Offenheit gegenüber sicheren Bindungserfahrungen“	134
6	Die physiologische Basis von Bindung und Fürsorge	135
6.1	Einführung	135
6.2	Bindung und neuroendokrinologische Systeme	137
6.2.1	Bindung und Stresssysteme	137
6.2.1.1	Bindungsmuster und physiologische Stressreaktionen ...	138
6.2.1.2	Bindungsmuster und endokrine Stressreaktionen	141
6.2.2	Bindung und das Oxytocin-System	150
6.2.2.1	Die Entwicklung des Oxytocin-Systems im Rahmen von Bindungsbeziehungen: Ein Modell	150
6.2.2.2	Belege für eine Assoziation des Oxytocin-Systems mit organisierten Bindungsmustern	154
6.2.2.3	Hinweise für eine Beziehung des Oxytocin-Systems mit der desorganisierten Bindung	158
6.3	Physiologische Reaktionsmuster und Fürsorgemuster	160
6.3.1	Fürsorge, Stresssysteme und das Oxytocin-System	160
7	Mensch-Tier-Beziehungen: Bindung und Fürsorge	164
7.1	Einführung	164
7.2	Lassen sich Mensch-Tier-Beziehungen als Bindungsbeziehungen konzeptionalisieren?	164
7.2.1	Werden generalisierte Bindungsrepräsentationen auf die Mensch-Tier-Beziehung übertragen?	166
7.2.2	Schlussfolgerungen	169
7.3	Lassen sich Mensch-Tier-Beziehungen in das Fürsorgekonzept einordnen?	170
7.3.1	Fürsorgekriterien	170
7.3.2	Werden generalisierte Fürsorgerepräsentationen auf Mensch-Tier-Beziehungen übertragen?	172
7.4	Die Beziehung zwischen Bindungs- und Fürsorgeverhalten	173
7.5	„Unsichere“ und bindungslose Beziehungen zwischen Menschen und Tieren	174
7.6	Bindung und Fürsorge: Die Perspektive des Tieres	175
8	Die Stränge kommen zusammen: Physiologie der Bindung und Fürsorge in der Mensch-Tier-Beziehung	177
8.1	Physiologische und endokrine Muster, die der menschlichen Bindung und Fürsorge zu einem Tier zugrunde liegen	177
8.2	Eine Erklärung für die gesundheitsfördernden Effekte von Mensch-Tier-Interaktionen	180

9 Praktische Implikationen	184
9.1 Therapeutische und pädagogische Implikationen	184
9.1.1 Tiere als soziale Katalysatoren	184
9.1.2 Warum ist eine sichere Beziehung zum Pädagogen bzw. Therapeuten so bedeutsam?	185
9.1.2.1 Die Beziehung zwischen Therapeut und Klient.	185
9.1.2.2 Die Beziehung zwischen Pädagoge und Kind	186
9.1.3 Wie können die positiven Effekte der Mensch-Tier-Interaktion genutzt werden, um eine sichere Beziehung zwischen Kind und Therapeut bzw. Pädagoge aufzubauen?	188
9.2 Die Beziehung zwischen Pädagoge/Therapeut und Tier	191
9.3 Die Auswahl eines Therapietieres	192
9.4 Potenzielle Risiken tiergestützter Interventionen für Menschen und Tiere	193
9.5 Das gesundheitsfördernde Potenzial von Heimtieren in der Gesellschaft	194
Literatur	197
Sachregister	233

1 Die rätselhafte Beziehung zwischen Menschen und Tieren

Beginnen möchten wir dieses Buch mit einigen Geschichten, die zeigen, dass Menschen enge Beziehungen zu Tieren eingehen können. Auf eine rätselhafte Art und Weise scheinen diese Beziehungen zudem einen heilsamen Einfluss auf Menschen zu haben.

Tim, ein siebenjähriger Junge, verlor seine beiden Eltern, weil sie eine Überdosis Heroin genommen hatten. Nach dem Tod der Eltern wurde Tim in einem Heim untergebracht. Zeitgleich begann er aufgrund des schweren Traumas eine spieltherapeutische Behandlung. Während der ersten beiden Monate der Therapie zog sich Tim vollkommen zurück. Obwohl er in der Lage war, über das Geschehene zu sprechen, zeigte Tim keinerlei Emotionen. Das änderte sich dramatisch, als Toto, der Hund des Therapeuten, in einer Sitzung anwesend war. Als Tim den Therapieraum betrat, wurde er freudig von Toto begrüßt. Tim streichelte den Hund zunächst, dann umarmte er ihn. Tim, der nie in den Therapiesitzungen um etwas gebeten hatte, überredete den Therapeuten, Toto zur nächsten Sitzung wieder mitzubringen. Da war Tim dann damit beschäftigt, den Hund zu streicheln und ihn immer wieder in den Arm zu nehmen. In einer dieser Sitzungen leckte Toto Tims Wangen, woraufhin der Junge anfang, zu weinen. Tim nahm den Hund in den Arm und weinte eine halbe Stunde lang während er Toto von dem Tod seiner Eltern erzählte. In den nachfolgenden Sitzungen gelang es dem Therapeuten, eine vertrauensvolle Beziehung zu dem Jungen aufzubauen. Diese Beziehung gab dem Jungen so viel Sicherheit, dass er die Trauer um den Verlust seiner Eltern wahrnehmen und verarbeiten konnte.

Eva und Olle waren seit 20 Jahren verheiratet. Bevor Olle vor 10 Jahren in Rente ging, war er leitender Angestellter in einer Textilfabrik. Eva, zehn Jahre jünger, arbeitete als Therapeutin. Ihre Tage waren mit ihrem Beruf ausgefüllt. Zudem war sie häufig auf Dienstreisen. Da Olle viel Zeit allein im gemeinsamen Haus verbrachte, fing er an, sich einsam und nutzlos zu fühlen. Zunehmend langweilte er sich. Immer öfter beschwerte er sich und wollte Eva überzeugen, ihre Arbeit aufzugeben, damit sie mehr gemeinsame Zeit verbringen könnten. Das verärgerte Eva, die sehr an ihrer Arbeit hing und nicht die geringste Lust verspürte, Olles Wunsch nachzukommen. Dieser ungelöste Konflikt führte zu immer mehr Spannungen und Streit zwischen den beiden. In einem Versuch, das Problem zu lösen, kaufte das Paar einen Hundewelpen. Ursprünglich als Beschäftigung für Olle gedacht, stellten schnell beide Partner fest, dass sie sehr gerne für den kleinen Schnauzer sorgten. Scheinbar weckte er die liebende und fürsorgliche Seite in ihnen. Olle hatte nun während des Tages Gesellschaft und versuchte fortan nicht mehr, Eva davon zu überzeugen, ihren Beruf aufzugeben und zu Hause zu bleiben. Scheinbar hatte das liebevolle und fürsorgliche Verhalten der beiden gegenüber dem Hund ihre Beziehung beeinflusst, die nun wieder offener war und harmonischer verlief.

Frau Theilens Gesundheit verschlechterte sich zusehends, nachdem sie ihren Mann und zwei ihrer engsten Freunde innerhalb von vier Jahren verloren hatte. Sie bekam Schwierigkeiten mit dem Gehen und wurde immer vergesslicher. Da ihre drei Kinder und ihre Enkelkinder alle weit entfernt lebten, entschloss sich Frau Theilen an ihrem 76. Geburtstag, in ein Seniorenheim in der Nähe ihrer ältesten Tochter zu ziehen. Oh-

nehin schon deprimiert über den Verlust ihres Zuhauses und ihrer alten Nachbarn fühlte sie sich im Seniorenheim noch einsamer und trauriger. In diesem Zustand vermochte sie es nicht, sich mit anderen Mitbewohnern anzufreunden. Eines Tages bekamen die Bewohner des Heims Besuch von einem Forscherteam der nahegelegenen Universität. Die Wissenschaftler boten den Bewohnern an, an einer Studie teilzunehmen, für die sie einen Wellensittich bei sich versorgen sollten. Frau Theilen gefiel dieses Angebot, hatte es doch all die Zeit, als die Kinder noch im Hause waren, Haustiere in ihrer Familie gegeben. Glücklicherweise wurde sie von dem Forscherteam ausgewählt, an der Studie teilzunehmen. Und so trat „Fritz“, ein kleiner, grüner Wellensittich in ihr Leben. Mit Fritz zu sprechen und ihn zu versorgen machte ihr deutlich, wie sehr sie es vermisst hatte, gebraucht zu werden. Nun fiel es ihr leichter, morgens aufzustehen und sie ging sogar in die nahegelegene Buchhandlung, um sich ein Buch über Vögel zu besorgen. Mit der Zeit lernte Frau Theilen die anderen Teilnehmer der Studie aus dem Seniorenheim kennen. Zusammen begannen sie, immer häufiger über die Vögel zu sprechen. Fütterung, Verhalten und Eigenheiten oder auch die Gesundheit der Tiere standen im Mittelpunkt. Frau Theilen konnte es kaum fassen, wie viel Freude dieser kleine Vogel in ihr Leben zurückgebracht hatte.

Pomaii, ein zweijähriges Mädchen, lebte in Berlin-Kreuzberg. Jeden Tag, wenn ihr Vater mit ihr im Kinderwagen spazieren ging, war sie einer Vielzahl verschiedenster Eindrücke ausgesetzt. Meistens reagierte sie kaum. Wenn Pomaii aber eine Taube oder einen Hund sah, wurde sie immer ganz aufgeregt. Sie lächelte ihren Vater an, zeigte mit dem Finger auf das Tier, und rief „Wau wau“ oder „Piep Piep“.

Alles hätte Nick, ein Zweitklässler, darum gegeben, nicht vorlesen zu müssen. Jedes Mal, wenn er von der Lehrerin dazu aufgefordert wurde, fing sein Herz an zu pochen, seine Hände wurden feucht. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, es fiel ihm schwer, sie zu Wörtern zusammenzusetzen. Nick stockte beim Lesen, verwechselte die Buchstaben, aus Kuchen wurden Küken, Garagen verwandelten sich in Giraffen. Die anderen Kinder lachten, die Lehrerin verbesserte ihn, Nicks Herz pochte noch schneller und er machte noch mehr Fehler. Freiwillig würde er bestimmt kein Buch mehr zur Hand nehmen. Das änderte sich jedoch, als Nick an einem sechswöchigen, tiergestützten Leseprogramm teilnahm. Statt eines Lehrers oder der Klasse sollte Nick jeden zweiten Tag dem Hund Scooter etwas vorlesen. Dies motivierte ihn sehr. Schon am Vorabend wählte Nick eines seiner eigenen Kinderbücher aus, um Scooter am nächsten Tag daraus vorzulesen. Während Nick dem Hund vorlas, streichelte er ihn. Scheinbar beruhigte und entspannte ihn das. So machte er immer mehr Fortschritte beim Lesen.

Pauline ging gern in die erste Klasse der Grundschule. Wenn ihre Eltern sie aber fragten, wie es ihr in der Schule erging, antwortete sie immer nur mit „gut“. Um ein wenig mehr zu erfahren, brauchte ihr Vater sie nur auf einen Ausritt einzuladen. Während Pauline auf dem Pony saß und ihr Vater neben ihr herging, begann sie ausführlich über ihre Erlebnisse in der Schule zu erzählen.

Der 25-jährige Connor hatte die letzten beiden Jahre seines Lebens im Gefängnis verbracht. Aufgewachsen am Stadtrand von Chicago wurde er schon früh in die Aktivitäten einer lokalen Gang hineingezogen und verdiente sich sein Geld mit dem Verkauf von Drogen. Eines Tages geriet er in einen Kampf mit den Mitgliedern einer rivalisierenden

Gang und wurde daraufhin wegen schwerer Körperverletzung zu einer Freiheitsstrafe von 10 Jahren verurteilt. Dieses harte Urteil war so etwas wie ein Weckruf für Connor, dem es daraufhin zumindest gelang, sich im Gefängnis regelkonform zu verhalten. Sein gutes Betragen in der Haftanstalt qualifizierte ihn für ein Programm, in dem ausgewählten Gefängnisinsassen jeweils ein Mustang anvertraut wurde. Dieses Pferd sollte unter Anleitung professioneller Trainer von den Insassen auf die Arbeit mit behinderten Kindern vorbereitet werden. Connor hatte nie zuvor Kontakt zu Pferden gehabt. Deshalb war es umso erstaunlicher, dass er sofort eine innere Verbindung zu „Peppermint“ verspürte, als sie ihm das erste Mal vorgestellt wurde. Dem Mustang beizubringen, sich nicht vor plötzlichen Bewegungen sowie unbekannten Geräuschen und Objekten zu erschrecken, war anfangs schwer für Connor. Schnell wurde er ungeduldig und manchmal auch aggressiv. Mit der Hilfe des professionellen Trainers gelang es ihm jedoch nach und nach, Peppermints Ängste zu verstehen und ihr zu helfen, auch in ungewohnter Umgebung entspannt zu bleiben. Besonders gefiel es Connor, sich nach dem Training um Peppermint zu kümmern; das Pferd zu bürsten, es zu füttern und sich manchmal einfach nur an das Tier anzulehnen. Obwohl Connor nie zuvor einer geregelten Arbeit nachgegangen war, wurde die Ausbildung des Pferdes ein wichtiger Bestandteil seines Lebens. Nie kam er zu spät oder vernachlässigte auch nur eine seiner Pflichten. Connor musste noch für mehrere Jahre im Gefängnis bleiben, als Peppermint ihrer Aufgabe übergeben wurde, im Rahmen einer Hippotherapie mit behinderten Kindern zu arbeiten. Connor weinte, als er sich von Peppermint, der er emotional so nahe gekommen war, verabschieden musste.

Im Alter von 37 Jahren war John ein erfolgreicher und vielbeschäftigter Börsenmakler an der Wallstreet. Er lebte mit seiner Frau und seinen zwei kleinen Kindern in einem Haus in New Jersey. Die letzten zehn Jahre hatte er hart und viel gearbeitet. Zwar war die Hypothek für das Haus abbezahlt und finanziell ging es der Familie gut. Die Kehrseite des Erfolgs war allerdings, dass John in den letzten Jahren kaum mehr Zeit mit seiner Frau und seinen Kindern verbracht hatte. Eines Tages verspürte John starke Schmerzen in der Brust, er brach zusammen und wurde gerade noch rechtzeitig ins Krankenhaus gebracht. Es dauerte viele Wochen, bevor er sich von seiner Herzattacke erholt hatte. Obwohl es kein guter Zeitpunkt zu sein schien, entschlossen sich John und seine Frau, einen Herzenswunsch ihrer Tochter zu erfüllen. Sie adoptierten einen Hund namens Spot aus dem Tierheim. Als Kind hatte John nie einen Hund besessen. Deshalb war er umso überraschter, wie viel Freude es ihm bereitete, mit Spot zu spielen und zusammen mit den Mädchen und dem Hund spazieren zu gehen. Nach einer Weile bemerkte John, dass er sich mehr und mehr entspannte, obwohl er in der Zwischenzeit wieder angefangen hatte zu arbeiten. Wie die regelmäßigen ärztlichen Untersuchungen belegten, war sein Blutdruck nun annähernd normal.

Martha, ein neunjähriges Mädchen, konnte aufgrund massiver Verhaltensprobleme nicht mehr in der Regelschule unterrichtet werden und wurde deshalb an einer sonderpädagogischen Einrichtung beschult. Da ihre Eltern sie körperlich vernachlässigt und misshandelt hatten, lebte Martha schon seit ihrem fünften Lebensjahr in einer Heimeinrichtung. Sie verhielt sich Gleichaltrigen gegenüber meist aggressiv und lehnte alle erwachsenen Fürsorgepersonen ab. Von ihrer Lehrerin in der Sonderschule zog Martha sich mehr und mehr zurück. Eines Tages brachte Marthas Lehrerin ihren Hund Willy mit in die Schule.

Denn die Mutter der Lehrerin, die sich immer vormittags um das Tier kümmerte, musste für einige Tage ins Krankenhaus, und die Lehrerin traute sich nicht, ihren jungen Hund allein zu Hause oder im Auto zu lassen. Als Martha Willy das erste Mal sah, bückte sie sich und rief den Hund. Willy rannte zu Martha und leckte ihr zur Begrüßung das Gesicht. Während des gesamten Vormittags blieb Martha in der Nähe des Hundes. Martha, die sich niemals zuvor an die Lehrerin gewandt hatte, bat darum, Willy füttern zu dürfen. Am Ende des Schultages traute sich Martha sogar zu fragen, ob die Lehrerin Willy am nächsten Tag wieder mit in die Schule bringen könnte. Glücklicherweise bemerkte die Sonderschullehrerin, dass es für sie womöglich einfacher wäre, sich Martha zu nähern, wenn der Hund anwesend war. Im Lauf der nächsten Wochen wurde Martha gegenüber dem Hund immer fürsorglicher. Sie fütterte Willy, bürstete ihn regelmäßig, und ging mit dem Hund während der Pausen spazieren. Wenn Martha mit Willy zusammen war, konnte die Lehrerin Kontakt zu Martha aufnehmen, ohne dass sie zurückgewiesen wurde. Wie die Lehrerin später berichtete, war dies der Beginn einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Martha und ihr.

So sehr sich diese kleinen Fallstudien auch unterscheiden, sie haben doch eines gemeinsam: Sie repräsentieren das Spektrum an kurativen Effekten, die mit Mensch-Tier-Beziehungen in der Literatur assoziiert wurden. Die meisten Menschen haben ein natürliches Interesse an Tieren, das sich häufig in einer Beziehung zu einem Tier manifestiert. Diese Mensch-Tier-Beziehungen können offenbar Angst und Stress reduzieren (einschließlich körperlicher Stresseffekte, wie z. B. hohen Blutdruck), aggressives Verhalten sowie depressive Zustände positiv beeinflussen, soziale Interaktionen sowie den Zugang zu eigenen emotionalen Zuständen erleichtern, Vertrauen in andere erhöhen und Lernen fördern.

Um zu klären, ob solche potenziellen, kurativen Effekte tatsächlich auf die Beziehung von Menschen zu Tieren zurückgehen, muss zunächst gefragt werden, ob Menschen und Tiere überhaupt „richtige“ Beziehungen eingehen können. Dieser Frage wird im *zweiten Kapitel* dieses Bandes aus Sicht der Verhaltens- und Evolutionsbiologie nachgegangen. Ein Blick aus der Perspektive dieser Disziplinen enthüllt, dass die physiologischen Strukturen und Mechanismen, die der Regulation von Sozialbeziehungen zugrunde liegen, bei Menschen und höher entwickelten Tieren sehr ähnlich sind. Dies ist sowohl Basis als auch Voraussetzung dafür, dass Menschen und Tiere Beziehungen eingehen können.

Wenn also Menschen „echte“ Beziehungen zu Tieren entwickeln können, stellt sich als nächstes die Frage, ob die berichteten, positiven Effekte tatsächlich auf diese Beziehungen zurückgehen. Ein Review der potenziellen psychischen und physischen Effekte von Mensch-Tier-Beziehungen im *dritten Kapitel* dieses Buches zeigt, dass dies wahrscheinlich der Fall ist.

Im *vierten Kapitel* diskutieren wir, ob die heilsamen physischen und psychischen Effekte, die bisher mit Mensch-Tier-Beziehungen assoziiert wurden, auf eine gemeinsame, tiefere Struktur zurückgehen, die diesen Effekten zugrunde liegt. Eine solche Struktur könnte das Oxytocin-System sein. Das Peptidhormon Oxytocin wird im Hypothalamus gebildet und hat sowohl die Funktion eines Neurotransmitters als auch die eines Hormons. Oxytocin ist in ganz ähnlicher Art und Weise involviert, wenn Menschen oder andere Säugetiere sozial interagieren.

Durch die weitverbreitete Verteilung von Nerven, die Oxytocin enthalten, geht wahrscheinlich eine große Bandbreite von unterschiedlichen, oxytocin-vermittelten Effekten mit der Aktivierung dieses Systems einher. Die Effekte, die mit der Freisetzung dieses Hormons im Gehirn assoziiert wurden, betreffen insbesondere den sozialen Bereich. Aus der Perspektive dieses Buches ist es von besonderem Interesse, dass Oxytocin wahrscheinlich soziale Interaktionen stimuliert und erleichtert, Vertrauen in andere erhöht, Lernen sowie den Zugang zu eigenen emotionalen Zuständen erleichtert, sowie die Neigung zu Angst, Stress, Aggression und Depression reduziert. Da genau diese Effekte auch mit Mensch-Tier-Beziehungen assoziiert wurden, diskutieren wir, ob das Oxytocin-System diesen Effekten zugrunde liegt. Zuvor stellen wir dieses System vor.

Die Ergebnisse von Tier- und Humanstudien zeigen, dass durch angenehme Berührungen und bestimmte Formen sozialer Interaktionen Oxytocin freigesetzt wird. Oxytocin wird jedoch nicht durch jede beliebige soziale Interaktion freigesetzt, sondern bedarf einer bestimmten Beziehungsqualität. Wir schlagen vor, dass solch eine Beziehungsqualität am besten mittels der psychologisch definierten Konzepte von Bindung und Fürsorge beschrieben werden kann. Diese Konzepte sind in den letzten Dekaden im Zusammenhang mit zwischenmenschlichen Beziehungen entwickelt worden. Deshalb stellen wir das Konzept der Bindung und das komplementäre Konzept der Fürsorge in *Kapitel 5* zunächst in ihrem ursprünglichen Bezugsrahmen vor, bevor wir es dann auf die Mensch-Tier-Beziehung übertragen.

In seiner ersten Ausarbeitung bezog sich das Konzept der Bindung auf die andauernde, emotionale Beziehung zwischen einem Kind und dessen Fürsorgeperson. Die Funktion von Bindung besteht darin, die Nähe eines Kindes zu seiner Bindungsfigur herzustellen bzw. aufrechtzuerhalten, und zwar insbesondere dann, wenn das Kind gestresst ist oder sich in Gefahr befindet. Bindung dient somit dem Schutz des Nachwuchses und der Dämpfung der Stressreaktion.

Bei sogenannten sicher gebundenen Kindern wird der körperliche oder psychische Stress durch die Nähe zur Bindungsfigur reduziert. Ist aber ein Kind in seiner Entwicklung inkonsistentem Elternverhalten, elterlicher Vernachlässigung, oder gar Misshandlungen seitens der Bindungsfiguren ausgesetzt, wird es nicht in der Lage sein, ein sicheres Bindungsmuster zu entwickeln. Stattdessen wird es mit hoher Wahrscheinlichkeit ein unsicher-ambivalentes, unsicher-vermeidendes oder desorganisiertes Bindungsmuster ausbilden. Unsicher-vermeidend und unsicher-ambivalent gebundene Kinder können ihren Stress nicht durch die Nähe zu einer Bindungsfigur reduzieren, wie dies bei den sicher gebundenen Kindern der Fall ist. Desorganisiert gebundene Kinder werden darüber hinaus häufig von ihren Bindungsfiguren selbst gestresst. Insbesondere desorganisiert gebundene Kinder fallen denn auch durch ein breites Spektrum psychischer Symptome auf.

Der wichtigste Faktor für die Bindungsqualität eines Kindes ist das elterliche Fürsorgeverhalten. Dieses Verhalten manifestiert sich in all jenen Aktionen einer erwachsenen Bindungsfigur, die darauf abzielen, Nähe zum Kind herzustellen bzw. diese aufrechtzuerhalten, z. B. durch rufen, suchen von Augenkontakt, anlächeln, beruhigen oder herstellen von Körperkontakt (durch z. B. tragen, streicheln). Von der Bindungsforschung wurden komplementär zu den kindlichen Bindungsmustern vier unterschiedliche Fürsorgemuster identifiziert.

Immer mehr Ergebnisse weisen darauf hin, dass das Oxytocin-System als neurobiologische Basis von Bindung und Fürsorge eine zentrale Rolle spielt. Diesem Zusammenhang ist das *sechste Kapitel* gewidmet. Durch den engen Körperkontakt wird sowohl beim Baby als auch bei der Mutter Oxytocin freigesetzt, wodurch Angst und Stress reduziert, sowie soziale Interaktionen zwischen Mutter und Kind angebahnt und erleichtert werden. Es ist anzunehmen, dass im Verlauf der weiteren Entwicklung eines Kindes Oxytocin nicht nur in der Gegenwart und durch den Kontakt zur primären Bindungsfigur freigesetzt wird, sondern potenziell auch zu anderen Fürsorgepersonen, wie z. B. Lehrern oder Kindergärtnerinnen.

Sicher gebundene Kinder entwickeln deshalb wahrscheinlich einen guten „Tonus“ bzw. eine adaptive Regulation ihres Oxytocin-Systems. Komplementär scheinen Bindungsfiguren, die adäquates Fürsorgeverhalten zeigen, ebenfalls über eine gute Regulation ihres Oxytocin-Tonus zu verfügen, während maladaptives Fürsorgeverhalten wahrscheinlich mit einem Ungleichgewicht im Oxytocin-System einhergeht.

Bei unsicher gebundenen Kindern löst die Bindungsfigur keine adäquate Freisetzung von Oxytocin aus. Auch deshalb wird sie eher nicht in der Lage sein, das Kind zu beruhigen und dessen Stress zu reduzieren. Bindungsfiguren von desorganisierten Kindern können selbst zur Stressquelle für ihre Kinder werden, da sie häufig misshandelnd oder vernachlässigend sind. Solche Bindungsfiguren sind nicht nur unfähig, Angst und Stress beim Kind zu reduzieren, sie aktivieren stattdessen die entgegengesetzten, neurobiologischen Systeme (d. h. die Stresssysteme). Aus der Perspektive des Kindes ist dies hochgradig adaptiv, da die Stress-Systeme das Kind in Alarmbereitschaft versetzen und es auf potenzielle Gefahren vorbereiten. Zudem macht es Sinn, dass betroffene Kinder Angst vor ihren Bindungsfiguren entwickeln und ihnen nicht mehr vertrauen, was sich neurobiologisch in einem niedrigen Oxytocin-Niveau widerspiegeln dürfte. Sowohl das Bindungsverhalten als auch die darunter liegenden, neurobiologischen Systeme würden sich somit an die potenziell pathogenen Bedingungen elterlicher Vernachlässigung und Gewalt anpassen. Diese Adaptation sichert das „psychische Überleben“ des Kindes, welches so das Beste aus einer schlechten Situation macht. Dies ist allerdings eine teuer bezahlte Anpassung. Denn ein Kind, das seine primären Bindungsfiguren mit Zurückweisung oder gar Gefahr assoziiert, wird sich in emotional belastenden Situationen auch kaum an alternative, sensitive und vertrauenswürdige Fürsorgepersonen wenden. Damit besteht ein hohes Risiko für die weitere psychische Entwicklung eines Kindes.

Da Bindung und Fürsorge offenbar eng mit dem Oxytocin-System verknüpft sind, und die positiven Effekte von Oxytocin mit den vermuteten, positiven Effekten von Mensch-Tier-Beziehungen überlappen, diskutieren wir im *siebten Kapitel*, ob sich Mensch-Tier-Beziehungen auch als Bindungs- und Fürsorgebeziehungen konzeptualisieren lassen.

Zwar ist das Bindungs- als auch das Fürsorgekonzept für den Geltungsbereich zwischenmenschlicher Beziehungen entwickelt worden. Legt man jedoch die Kriterien zugrunde, die eine Beziehung als Bindungs- oder als Fürsorgebeziehung qualifizieren, so lässt sich daraus ableiten, dass Menschen auch Bindungs- und Fürsorgebeziehungen zu Tieren eingehen können. Tatsächlich stützen erste empirische Daten diese Annahme. Weiterhin weisen die bisherigen Untersuchungen darauf hin, dass unsichere Bindungs-

und Fürsorgemuster, die in zwischenmenschlichen Beziehungen gründen, nicht unbedingt mit den Bindungs- und Fürsorgemustern korrespondieren, die Menschen zu ihren Haustieren entwickeln. In Risikostichproben mit einer Quote von nur 20 % sicher gebundenen Menschen ist beispielsweise die Prävalenz sicherer Bindung und Fürsorge gegenüber einem Haustier bis zu viermal höher als gegenüber Menschen. Die unsicheren Bindungs- und Fürsorgemuster, die in zwischenmenschlichen Beziehungen erworben wurden, scheinen also in der Beziehung zu einem Haustier kaum aktiviert zu werden. Das ist von großer Bedeutung, werden doch sowohl Bindungs- als auch Fürsorgemuster normalerweise auf neue, zwischenmenschliche Beziehungen übertragen. Insbesondere für desorganisiert gebundene Kinder ist das tragisch, da das Persistieren dieses Bindungsmusters ihre weitere, psychische Entwicklung stark einzuschränken vermag.

Wenn Menschen relativ unabhängig von ihren zwischenmenschlichen Bindungsmustern, sichere Bindungs- und Fürsorgebeziehungen zu Tieren eingehen können, dann kann man annehmen, dass solche Mensch-Tier-Beziehungen sich auch in einem verbesserten „Tonus“ bzw. einer adaptiven Funktion des Oxytocin-Systems einschließlich der damit einhergehenden, positiven Effekte, widerspiegeln. Empirische Evidenzen für diese Annahmen werden im *achten Kapitel* vorgestellt und diskutiert.

Die neuroendokrinen Effekte, die mit Mensch-Tier-Beziehungen einhergehen, fördern Annäherungsverhalten und Vertrauen in andere, während Stress und soziale Ängstlichkeit reduziert werden. Die Mensch-Tier-Interaktion birgt somit ein großes therapeutisches und pädagogisches Potenzial, und zwar insbesondere für jene Menschen, die ein primär unsicheres oder desorganisiertes Bindungsmuster aufweisen. Unsicher und desorganisiert gebundenen Menschen dürfte es während der Interaktion mit einem Therapietier wesentlich leichter fallen, bzw. erst möglich werden, sichere Bindungsangebote von Pädagogen oder Therapeuten anzunehmen und in ein neues, sicheres Arbeitsmodell von Bindung zu integrieren.

Dies ist von großer pädagogischer und therapeutischer Bedeutung, da der Aufbau einer sicheren Bindung einer der wohl wirksamsten, protektiven Faktoren für die weitere soziale, emotionale und kognitive Entwicklung eines unsicheren oder desorganisiert gebundenen Individuums ist. Im *neunten Kapitel* diskutieren wir diese pädagogischen und therapeutischen Implikationen der Mensch-Tier-Beziehung. Neu ist das Wissen um das therapeutische Potenzial von Tieren nicht. So setzten bereits Sigmund Freud und C. G. Jung ihre Hunde im Falle schwieriger Patienten ein; und Boris Lewinson schrieb schon in den 1960er Jahren eindrucksvoll über den Einsatz von Hunden in der Therapiearbeit mit Kindern. Aber die grundlegende theoretische Fundierung fehlte bislang. Diese Lücke wollen wir mit diesem Buch schließen.

Da im vorliegenden Buch Wissensbestände aus Psychologie, Verhaltensbiologie und Neuroendokrinologie integriert werden, haben wir Kästen in jedes Kapitel eingefügt, in denen die zentralen Konzepte der jeweiligen Disziplinen, soweit zum Verständnis wichtig, vorgestellt werden.

2 Warum Menschen willens und fähig sind, Beziehungen zu Tieren aufzunehmen: Die evolutionäre Werkzeugkiste

In diesem Kapitel wollen wir auf Basis evolutionärer Gegebenheiten Antworten auf die Fragen bieten, warum Menschen interessiert daran sind, mit Kumpantieren¹ zu leben und dies auf der Beziehungsebene tatsächlich auch können. Der artvergleichende Ansatz der organismischen Biologie zeigte eine Reihe grundlegender Strukturen und Funktionen des Verhaltens, der Physiologie und des Gehirns, die von Menschen mit anderen Tieren geteilt werden und deshalb im zwischenartlichen Kontext, insbesondere in den sozialen Beziehungen relevant sind. Zu den herkunftsgleichen sozialen Hirnteilen zählt das „Soziale Netzwerk des Gehirns“, welches aus einer Handvoll von Kerngebieten besteht und für die grundlegende Steuerung des sozio-sexuellen Verhaltens zuständig ist; es enthält etwa das Bindungssystem und Teile der Emotionssysteme. Die gemeinsamen Stresssysteme und gleichartige Prinzipien der Individualentwicklung und der Variabilität von Persönlichkeit bei den unterschiedlichsten Tierarten, einschließlich des Menschen, sind weitere Faktoren, welche die Kommunikation und sogar das Sozialisieren zwischen den Arten ermöglichen. Dies bedeutet auch, dass eminent psychologische Phänomene, wie Bindung, Fürsorgeverhalten und ganz generell, die Werkzeuge für das Sozialverhalten biologisch grundgelegt sind. Diese bio-psychologischen Systeme und Verhaltenssysteme entstanden evolutionär in einem bestimmten sozialen Funktionskontext; sie bleiben aber dennoch flexibel, um sich an die jeweiligen konkreten Bedingungen anpassen zu können, unter denen Individuen aufwachsen und leben. Das Kapitel endet mit einer Diskussion zur Frage, warum Menschen bestimmte Kumpantiere bevorzugen und mit einem Plädoyer, dass domestizierte Tiere als Bezugstiere zahmen Wildtieren vorzuziehen sind.

2.1 Der Ansatz der vergleichenden Biologie

Die Beispiele im Kapitel 1 dieses Buches zeigen, dass Menschen willens und fähig sind, sich ähnlich zu anderen Tieren zu verhalten wie zu ihren menschlichen Sozialpartnern. Dabei scheint es sich aber nicht bloß um eine oberflächliche Ähnlichkeit zu handeln. Tatsächlich sind zwischenartlich höchst ähnliche und grundlegende Verhaltens-, neurobiologische und physiologische Mechanismen involviert. Und zwar dieselben, die auch in den Interaktionen zwischen Menschen genutzt werden. Gewöhnlich sind unsere wichtigsten Kumpantiere, wie z. B. Hunde, Katzen und Pferde, nicht nur passive Empfänger der menschlichen sozialen Aufmerksamkeit oder gar reine Projektionsflächen unserer sozialen Bedürfnisse, sondern sie reagieren sozial und können somit zu echten Sozialpartnern werden. Wir versuchen in diesem Buch die Mechanismen und die theoretischen Grundlagen der Mensch-Tier-Beziehung zusammenzufassen, und das naturgemäß aus menschlicher Perspektive.

1 Übersetzung des englischen Begriffs „Companion Animals“. Kumpantiere sind Partner für gemeinsame Aktivitäten, also letztlich Tiere, mit denen Menschen eine operationale, soziale Beziehung eingehen.

Zu den wenigen wichtigen Merkmalen, die Menschen von Tieren unterscheiden, zählt unser reflexives und forschendes Gehirn. Menschen aller Kulturen sind kaum damit zufrieden, ein gutes Leben im Hier und Jetzt zu führen, sondern sind nahezu erklärungs- und sinnstüchtig was ihre Herkunft und ihre Zukunft selbst nach dem Tod betrifft. Zudem leben nur Menschen, nicht aber andere Arten sozial mit Kumpantieren; und das nicht nur auf rein instinktiver Basis, wie das etwa bei Sklavenhalterameisen der Fall zu sein scheint, und auch nicht als „dekadente“ Angewohnheit des industriellen Zeitalters, sondern als altes Erbe aus grauer Vorgeschichte (Serpell, 1986). Trifft es also zu, dass Menschen „biophil“ sind (Wilson, 1984) und wenn ja, was bedeutet es, und warum ist das so?

Es ist eigentlich gar nicht selbstverständlich, dass Menschen fähig sind, enge und individuelle Beziehungen mit Kumpantieren aufzunehmen und dass sie sich in Gegenwart entspannter Tiere ruhig und sicher fühlen können, besonders wenn es sich dabei um ihre eigenen Gefährten handelt. Natürlich kann auch das Gegenteil eintreten, etwa dass Menschen durch die Anwesenheit von Tieren gestresst werden, sich über diese ärgern oder sie fürchten und daher bestimmte Tiere oder Tiere allgemein meiden. Biophilie gilt als statistisches Konzept auf Populationsniveau. Kleinkinder aller Kulturen sind ausnahmslos an Tieren interessiert; dieses Interesse differenziert allerdings über den Verlauf der Individualentwicklung. Tiere bedeuten generell mehr für Menschen, als unbelebte Objekte, obwohl es auch als menschliches Merkmal gelten kann, unbelebte Objekte, wie z. B. Autos, zu mentalisieren und zu anthropomorphisieren. Dasselbe geschieht – naheliegender Weise – auch mit Tieren; unvermeidbar, dass wir Tiere durch die menschliche Brille sehen, sie interpretieren und sie auch als Projektionsflächen unserer eigenen Vorstellungen nutzen. Aber nicht nur. Ganz offenbar gibt es neben diesen reinen Projektionen tatsächliche „Stimmungübertragungen“² von Tier zu Mensch, aber auch in die andere Richtung. Das kann sogar zur Synchronisation des Verhaltens von Menschen mit ihren Tieren führen. Dieser ursprüngliche innerartliche Synchronisationsmechanismus ist weit im Tierreich verbreitet.

Generell werden allein durch menschliche Zuwendung gut an den Menschen sozialisierte Kumpantiere weder ungebührlich „vermenschlicht“ und schon gar nicht missbraucht. Es scheint vielmehr, dass adäquate Zuwendung durch Menschen auch die sozialen Bedürfnisse jener Tiere erfüllt, die eine grundlegende Eignung aufweisen, mit Menschen sozial zu interagieren. Nicht selten scheinen sich „echte“ Sozialbeziehungen zwischen Menschen und ihren Kumpantieren auszubilden. Was eigentlich seltsam erscheinen muss, nicht nur, weil Menschen ziemlich anders aussehen, als Hunde, Katzen oder Pferde, sondern auch, weil es ganz offenbar Unterschiede darin gibt, wie die unterschiedlichen Arten ihre Emotionen ausdrücken. Dennoch kann sich zwischenartlich eine tiefe, affektive Beziehung entwickeln, die nicht nur von Menschen subjektiv empfunden, sondern auch in ihren Verhaltens- und physiologischen Komponenten objektiv erfasst werden kann. So ist es Ziel dieses Kapitels, jene von Menschen und ihren Kumpantieren geteilten Strukturen und Mechanismen zu reflektieren, welche ihnen erlauben, solche zwischenartliche Sozialbeziehungen aufzubauen.

2 Stimmungübertragung ist der zentrale Mechanismus jeder sozialen Interaktion, ebenso wie Synchronisation.